

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

Redaktion: Tauscher Straße 10/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13803. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabend).

Inserate kosten die gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorrat 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im Voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Aufnahme: Leipzig, Tauscher Str. 10/21, Hofgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Morgen wird im Reichstag die Interpellation über das Naddoder Unglück zur Debatte stehen.

Bei der Begrüßung Wilhelms II. im Berliner Rathaus hielt Herr Kirchner eine Begrüßungsrede im bekannten Stil des widerlichsten Byzantinertums.

In Prag kam es auch gestern wieder zu deutsch-tschechischen Straßkämpfen.

Der Schah von Persien hat eine Proklamation erlassen, die für alle Zukunft die Verweigerung der versprochenen Konstitution betont.

## Wie sie wieder wedeln!

Leipzig, 23. November.

In diesem Jahre haben die preussischen Städte Veranlassung, sich Gedanken darüber zu machen, was in den 100 Jahren, die seit Erlaß der preussischen Städteordnung verfloßen sind, aus dem „Balladium der Selbstverwaltung“ geworden ist. Viel los war freilich mit diesem Balladium nie, immerhin muß zugegeben werden, daß es niemals mit so fanatischem Hohn und so raffinierter Geringschätzung behandelt wurde, wie von der Bureaucratie Wilhelms II. Speziell die Stadt Berlin kann hier Geschichten erzählen, die freilich ebenso sehr von dem Uebermut der Bureaucratie, wie von der Lakaienfeinnung der Berliner Stadtverwaltung Zeugnis ablegen. Herr Kirchner, der Vortier am Brandenburger Tor, der zugleich Oberbürgermeister von Berlin ist, hat sich zum typischen Vertreter der deutschen Bedientengefinnung entwickelt. Es wird daher auch niemandem Wunder nehmen, wenn man hört, daß Herr Kirchner die Gelegenheit benutzte, bei der Feier zum Gedächtnis der Städteordnung, die am Sonnabend in Berliner Rathaus stattfand, und zu der selbstamerweise sich auch Wilhelm mit seiner Frau eingefunden hatte — es war das erstemal, daß er einer Einladung der Stadtverwaltung nachgekommen war — den Kaiser in altgewohnter Art anzuhinckeln. Er sagte unter anderem:

Es ist das unsterbliche Verdienst Eurer Majestät erlauchten Vorfahren, des Königs weiland Friedrich Wilhelm III., dessen wir heut in uniger Dankbarkeit gedenken, daß er diesem Vertrauen zu seinem Volke sein Herz geöffnet, den preussischen Städten in Betätigung dieses Vertrauens die Städteordnung und in ihr die Selbstverwaltung gegeben hat, zum Heile für die Städte und zum Segen für das gesamte Vaterland.

Eure Majestät haben es wiederholt mit huldvollen, gnädigen Worten ausgesprochen gesucht, daß die Städte im vergangenen Jahrhundert dieses Vertrauens gerechtferigt haben. Diese Anerkennung ermutigt uns zu der ehrsüchtigen Bitte, Eure Majestät wollen auch in Zukunft den preussischen Städten und insbesondere unserer Stadt eine vertrauensvolle, gnädige Gefinnung bewahren. Uns aber,

den Vertretern der Bürgerschaft Eurer Majestät Haupt- und Residenzstadt Berlin ist es am heutigen Festtage ein Herzensbedürfnis, Eurer Majestät das Gelübde zu erneuern, daß die Bürgerschaft dieser Stadt auch künftig in guten und in schweren Zeiten mit allen Kräften unablässig bemüht sein wird, in unwandelbarer Treue und Hingabe an das Vaterland und das angestammte Königshaus sich des Vertrauens Eurer Majestät würdig zu zeigen.

Dem gewöhnlichen Durchschnittsmenschen würde übel, wenn er diesen Patriotenschein mit anhören müßte. Wilhelm scheint dagegen eine derartige Redeweise ganz außerordentlich zu gefallen. „Tief bewegt“ schritt er zum Rednerpult, ließ sich von seinem Herrn Bülow ein Manuskript geben und las aus ihm folgende Rede vor:

Mein verehrter Herr Oberbürgermeister! Es war mit eine besondere Freude, durch Ihre Einladung Gelegenheit zu erhalten, an der heutigen Feier des hundertjährigen Bestehens der Steinischen Städteordnung teilzunehmen und unter den Bürgern meiner Haupt- und Residenzstadt zu weilen. Ihren Worten über die Bedeutung dieser Städteordnung für unser Vaterland stimme ich aus voller Ueberzeugung zu. Der mit der Gewährung der Selbstverwaltung von meinem Ahnen seinem Volke gegebene Beweis des Vertrauens und der damit verbundene Appell an die geistige und sittliche Kraft des Bürgertums hatte reiche Früchte gezeitigt. „Echtes Gold wird klar im Feuer.“ Das echte Gold deutscher Treue und Tüchtigkeit, welche die Bürgerschaft der preussischen Städte erfüllen, ist im Feuer der Befreiungskriege geklärt und in hundertjähriger, ernster, opferfreudiger Arbeit für das Gemeinwohl bewährt. Diese Erkenntnis gibt mir die Zuversicht, daß die preussischen Städte und ihnen voran meine Haupt- und Residenzstadt Berlin auch in Zukunft die großen Aufgaben kommunalen und staatlichen Vorwärtsschreitens in Treue, Gewissenhaftigkeit und Kraft erfüllen werden. Und weiter hege ich das feste Vertrauen, daß das Band der Treue und Zuneigung, welches in unserm Vaterlande von altersher König und Bürgerschaft, Fürst und Volk so eng verbindet, sich immerdar als unzerbrechbar erweisen wird.

Wenn nach den Worten des Preußenliedes nicht immer heller Sonnenschein leuchten kann und es auch trübe Tage geben muß, so sollen aufsteigende Wolken ihre Schatten niemals trennend zwischen mich und mein Volk werfen.

Niemand wird sich darüber wundern, daß Wilhelm II. von der preussischen Geschichte seine besondere Auffassung hat, alles in rosa und rosenrot sieht und allenthalben seine „erlauchten“, „hochseligen“, „erhabenen“ usw. Ahnen als die wahren Macher betrachtet. Wer so schlechte Geschichtslehrer gehabt hat, wie dieser Mann, wer aus dem Dunstkreis des Byzantinismus nie in seinem Leben herausgekommen ist, der muß eben zu derartigen Anschauungen kommen. Mit Wilhelm wollen wir also nicht rechten. Um so schärfere Brandmarkung verlangt dagegen die Rede dieses Herrn Kirchner. Er muß, als gebildeter, mit den Tatsachen der Geschichte vertrauter Mann wissen, daß es keinen unerschämteren Schwindel geben kann, als den Erlaß der Städteordnung dem halbblöden Friedrich Wilhelm III. aufs Konto zu setzen. In keiner der Reformen des Jahres 1808 war dieser Mann unschuldiger, als an der Städteordnung. Sie wurde quasi hinter seinem Rücken vollzogen. In dem bekannten Buch von Max Lehmann: Freiherr vom Stein, heißt es nach der ein-

gehenden Schilderung, wie die Städteordnung zustande kam:

Ueberschaun wir noch einmal den Gang der Beratungen, die zu diesem Ergebnisse führten, so fällt zunächst auf, wie sehr die Person des Monarchen zurücktritt. Seine Aeußerung von ihm ist überliefert; es ist so, als wenn er nicht existierte. Nur eine negative Rücksicht ist auf ihn genommen worden.

Worin diese „negative Rücksicht“ bestand, setzt Lehmann dann auseinander. Einer der Hauptgründe, um derentwillen die Einführung der Städteordnung notwendig geworden war, war der Uebermut des Militärs. Die Uebergriffe der Militärverwaltung machten eine halbwegs geordnete Städteverwaltung absolut unmöglich. Darin stimmten alle Instanzen vollständig überein, sogar alle Räte des General-Departements. Menckstein hatte schon in seiner Denkschrift über die Reorganisation des Staates die Meinung geäußert, daß mit der alten Armee nichts mehr anzufangen sei und eine ganz neue Schöpfung an ihre Stelle treten müsse. Sad wies nachdrücklich hin auf das Beispiel Frankreichs und aller Staaten, die, wie er sich bezeichnend ausdrückte, nicht durch die alte Militärverfassung erkrankt seien. Aber auch das Provinzial-Departement schrieb: wenn die Städteordnung wirklich mit nützlichem Erfolge zur Anwendung kommen sollte, so sei es dringend notwendig, daß dem Militär die Einmischung in die Verwaltung der Polizei und des Kommunal-Wesens „gemessen“ unterzogen werde. Von diesen Motiven nun, über die sich alle Urheber der Städteordnung, wie gesagt, vollständig einig waren, stand in dem Immediatbericht an Friedrich Wilhelm III. nicht ein Wort, und zwar aus negativer Rücksicht auf die Intelligenz des Königs. Lehmann schreibt darüber:

Daß hiervon nichts in den Immediat-Bericht gekommen ist, der dazu bestimmt war, die Beweggründe der Legislatoren darzulegen, kann doch wohl nur durch die Person dessen bewirkt sein, an dem der Bericht erging: man wollte den König, der in der Ideenwelt des stehenden Heeres lebte, nicht unnötig reizen und gegen die Reform einnehmen.

Das also war des Pudels Kern! Der König wußte gar nicht, was er unterschrieben. Die preussischen Reformer konnten seinem beschränkten Geiste nur dadurch Reformen abblenden, daß man ihn über die Tragweite und die Gründe dieser Reformen völlig im dunkeln ließ. Er wurde im Staatsinteresse schlecht informiert. Denn Friedrich Wilhelm III., der jene Jahre, die den tiefsten Pfand der preussischen Monarchie bedeuteten, als alle patriotischen Männer in Arbeit und Sorge um das Gemeinwohl sich zerrieben, mit den blödesten Vergnügungen und kindischen Soldaten Spielereien zubrachte, hätte niemals die Städteordnung unterzeichnet, wenn er geahnt hätte, um was es sich dabei handelte. Mit andern Worten: Stein mußte diesen beschränkten König mit der Städteordnung genau so hinters Licht führen, wie es zwei Jahre später Scharnhorst mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mußte, der Friedrich Wilhelm III. auch nur dann erst zustimmte, nachdem Scharnhorst ihm durch die Erfindung des „Antonreglements von 1733“, das niemals existiert hatte, künstlich die Ueberzeugung beigebracht

## Seuilleton.

### Ines.

Roman von Emil Kaiser.

21] (Nachdruck verboten.)

Planck war nicht weniger entrüstet als seine unfreiwillige Gefährtin. Aber eben deren Anwesenheit hielt ihn ab, dieser Entrüstung in drastischer Weise Ausdruck zu geben. Er mietete eine verdeckte Gondel mit zwei Gondolieren und versprach ihnen ein hohes Trinkgeld, wenn sie die andre einholten. Fastig bestieg er mit Frau Gusti die Barke, und wenige Augenblicke später schoß sie lautlos auf das stille Wasser des Kanals hinaus.

Der Vorsprung der ersten Gondel war nicht bedeutend. Unter dem Verdeck hervor sah man deutlich ihre Silhouette sich von dem mondbeglänzten Wasserspiegel abheben. Man erkannte auch das, auf der Gondelbank dicht aneinander geschmiegte Paar.

„Rudolf!“ rief Frau von Rossow außer sich vor Eifersucht. „Wenn du nicht auf der Stelle halten läßt, werde ich ernstlich böse!“

Ihre helle Stimme klang laut genug über das stille Wasser der Lagune hin, aber sie mußte doch mehrmals rufen, bis ihr pflichtvergessener Gatte sich endlich zu einer Antwort bequeme.

„Ich weiß ja nicht, was ich dem Kerl sagen soll. Ich kann doch kein Italienisch,“ rief er zurück. Gleichzeitig

aber gab er dem Führer seiner Gondel doch ein Zeichen, und bald lagen die beiden Fahrzeuge nebeneinander.

Mit gewandtem Sprung setzte Frau Gusti zu den Flüchtlingen hinüber.

„Na warte du, das wirst du mir büßen,“ drohte sie ihrem Mann in einem Tone, von dem es schwer zu sagen war, ob er scherzhaft oder ernsthaft gemeint sei.

Ines stieg mit Unterstützung des Assessors und ihres Mannes zu diesem in die verdeckte Gondel hinüber.

„Morgen früh treffen wir uns im Dogenpalast,“ schlug der Assessor vor.

„Gut, bis morgen früh,“ nickte Planck. Die beiden Frauen schwiegen. Die Boote entfernten sich voneinander.

In der Dunkelheit, unter dem Baldachin, rückte Ines dicht an ihren Gatten heran.

„Zu komisch, wie eifersüchtig die Gusti war,“ sagte sie mit erzwingener Lustigkeit.

„Na, ich müßte auch lügen, wenn ich sagen sollte, daß mir der Streich gefallen hat,“ antwortete Planck in sehr ernsthaftem Tone.

Sie lachte nur noch ausgelassener.

„Ach du — bist du am Ende auch gar eifersüchtig?“

„Wäre das eigentlich zu verwundern?“ fragte er dagegen.

Da legte sie den Arm um ihn und flüsterte, wie einst an dem Abend ihrer Verlobung:

„Brummbar!“

Ihm wurde warm, wie sie sich dicht und dichter an ihn schmiegte. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Kuß auf ihre Wange zu drücken, da wandte sie den Kopf und ihre heißen Lippen kamen den seinen entgegen.

Zum erstenmal erwiderte sie seine Küsse mit einer verheißungsvollen Gutm.

In der schmalen Fahrinne, auf der Innenseite des Bidos, wandte sich der kleine Dampfer hin auf der Fahrt nach Chioggia. Im Windschuh der Kajüte, auf dem Achterdeck, saß das Plancksche Ehepaar. Zu ihrer Linken zog sich flach und eintönig, die schmale Landzunge hin, eben hoch genug, um den Blick auf die offene See zu verwehren. Zur Rechten glänzte unabsehbar der unbewegte Spiegel der Lagunen. Wie ein weites, stilles Meer erschien die lichtüberflimmerte Fläche, aber hin und wieder sah man in dem vermeintlichen Ozean einen Knaben stehen, mit aufgeträmpelten Füßen, dem Fischfang obliegend; das leichte Wasser reichte ihm kaum bis an die Waden.

So gleicht die Ehe manchem jungen Auge einem Meere, auf das man mit hoffnungsgeschwellten Segeln hinaussteuert zu fröhlicher, zielbewusster Fahrt, wenn auch auf Wogen und Stürme gefaßt; aber kurz nach dem Auslauf verflucht sich das Wasser, das gemeinsame Boot wird verlassen und mühsam waten die irrenden Fische durch Schlamm und Morast.

Gleichgültig blickte Ines auf die leuchtende Wasserfläche, gleichgültig sah sie das marmorstarke Benedig mit seinen Knippen und Türmen im Dunst der Ferne versinken. Es war etwas Neues in ihr Leben getreten, womit sie nicht so gleich fertig werden konnte, das ihr Sinnen und Denken gefangen nahm, und ihre Empfänglichkeit für andre Eindrücke für den Augenblick fast aufhob. Sie hatte die Empfindung, heute eine andre zu sein als gestern. Gefühle, mit denen ihr Borwits so lange lästern gespielt hatte, waren aus ihrem